

Jahrgang III.

No. 5.

August 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Panama. — Münchener Theater. — Bemerkungen:
Heydteretei. — Leipziger Allerlei. — Heußlicher Streit.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Soeben erschienen:

Erich Mühsam

Der Krater

Gedichte

== 2. Auflage ==



München
Kain-Verlag

Preis Mk. 2—

Jahrgang III
No. 5

München,
August 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Panama.

Wer in Deutschland von Panama spricht, meint damit gewöhnlich keine zentralamerikanische Landschaft, auch keinen aufrollbaren Sommerhut, sondern eine aufgedeckte politische Korruption. Diese Sprachwendung, die hinter einer geographischen Bezeichnung die in moralischer Empörung kochende Volksseele verbirgt, verdanken wir den höchst erfolgreichen Bemühungen des seligen Kanalbauers Lesseps, bei der Betätigung heißer patriotischer Inbrünste das geliebte Vaterland zu begaunern. Wo also einmal der unter nationalen Vorwänden gewonnene Kapitalistenprofit mit Gestank wahrnehmbar wird, wo der Dreck, mit dem das vaterländische Geschäft gedüngt ist, einmal an die Oberfläche gelangt, da ertönt von erschrockenen Lippen das Wort Panama, und man erkennt Morast und Sümpfe, wo man blumige Auen vermutet hatte.

Wir haben ja nun, Gott sei Dank, von dem Anklagevertreter im Kriegsgerichtsprozeß gegen die im Interesse der Firma Krupp bestochenen Militärper-

sonen selbst erfahren, daß es sich hier keineswegs um ein Panama gehandelt habe. Er stellte das in dem gleichen Plaidoyer fest, in dem er sich angelegen sein ließ, die Strafbarkeit der von den angeklagten Zeugleutnants und Zeugfeldwebeln begangenen Indiskretionen nachzuweisen, in dem er beklagte, daß es gelungen sei, „durch Schmierer Militärpersonen dauernd ihren Pflichten abwendig zu machen“, und in dem er den „Kausalzusammenhang zwischen Pflichtwidrigkeit und hingegebenen Geschenken“ als gar nicht zweifelhaft hinstellte. Eine Begriffsdetermination des Wortes Panama, die seine Freude darüber, daß ein solches nicht vorliege, weiteren Kreisen begreiflich hätte machen können, ist der Herr Anklagevertreter leider schuldig geblieben.

Erwiesen ist, daß die Firma Krupp in Essen, die, wie Herr Rechtsanwalt Ullrich sehr schön sagte, „uns Deutschen die Waffen schmiedet für unsere Landesverteidigung“, den ehemaligen Zeugfeldwebel Brandt mit dem Gehalt eines Regimentskommandeurs und einem Repräsentationszuschuß in Berlin einquartierte, der für das Schmierer in Militärgeheimnisse eingeweihter Leute draufging. Erwiesen ist, daß Herr Brandt auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, in seinen „Kornwalzern“ an die Firma Krupp Mitteilungen gelangen zu lassen, die ihr sonst fremd geblieben wären, Mitteilungen, die ihr zur Kontrolle und zur Ausstechung konkurrierender Staatswaffenlieferanten äußerst nützlich waren, und die für Herrn Brandt ausgeworfenen Gelder sicher reichlich bezahlt machten. Erwiesen ist, daß die Firma Krupp auf diese Weise so diskrete Dinge erfuhr, daß ihre Erörterung in der Prozeßverhandlung im Interesse der Sicherheit des Landes nur hinter verschlossenen Türen und mit der Verpflichtung aller Zuhörer zu strenger Verschwiegenheit erfolgen durfte.

Daran, daß man mit der Bestrafung der paar armen Schlucker, die für ein warmes Abendbrot oder ein Goldstück Stellung und Reputation aufs Spiel setzten, den Schlammherd nicht auskehrte, hat das Berliner Kriegsgericht wohl selbst nicht gezweifelt. Herr Brandt ist ein diskreter Mann. Er hat nicht mehr Leute bloßgestellt, als auch ohne seine Angaben erwischt worden wären. Und daß Herr Brandt mit seinen Bestechungen nicht schob, sondern geschoben wurde, ist erst recht klar. Er saß in Berlin und hatte nach Essen Kornwalzer zu schicken. Woher er aber die geheimen Nachrichten bekam, war seine Sache. Fiel er rein, dann badeten seine Vorgesetzten die Hände in Unschuld. Ueber dieses Verhältnis haben ihn die Direktoren der Firma niemals im Unklaren gelassen.

Die Angeklagten entschuldigten ihre Vertrauensseligkeit gegen Herrn Brandt damit, daß sie geglaubt hätten, vor der Firma Krupp gebe es in militärischen Dingen keine Staatsgeheimnisse. Dieselbe Auffassung bekundeten in ihren Plaidoyers die Verteidiger. Ich zweifle, ob es in Deutschland viele Leute gibt, die vor dem Kornwalzer-Prozeß anderer Meinung gewesen wären. Tatsächlich haben ja auch hohe Beamte der Firma vor Gericht erklärt, man hätte die Spionage der Zeugoffiziere gar nicht so nötig gebraucht, Krupp hätte doch stets erfahren, was er erfahren wollte.

Man sollte aber auch vorsichtig sein, ehe man gegen die Leitung der großen Waffenfabrik den Vorwurf sträflicher Korruption erhebt. Ich finde, daß das Essener Werk nie etwas anderes hat scheinen wollen, als es in Wirklichkeit ist: ein kapitalistisches Erwerbsgeschäft. Die Tatsache, daß das deutsche Reich der Hauptkunde dieses Geschäftes ist, und der alte kaufmännische Grundsatz, daß eine Hand die andere wäscht, ließe es natürlich verstand-

lich erscheinen, wenn in Essen der Patriotismus lichterloh flammte. Der aufmerksame Zeitgenosse wird aber bemerkt haben, daß das Liebeswerben des Reiches um Krupp stets heftiger in die Erscheinung getreten ist, als umgekehrt. Offenbar hat die Regierung das Waffenwerk viel nötiger als Krupp die Regierung. Denn der Patriotismus des Armeelieferanten hat sich noch immer sehr leicht getan. Man bewirtet mal in der Villa Hügel einen vornehmen Gast und drillt die von den Segnungen der berühmten Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen betroffenen Arbeiter, die weder über das Koalitionsrecht noch über sonst ein Recht freier Willens- oder Gedankenbestimmung verfügen, zum Hurraschreien, aber man stellt sich im geringsten nicht so, als ob man deswegen auf irgend welche geschäftlichen Vorteile verzichten möchte. Es ist schon vor Jahren unwiderlegt behauptet worden, daß Krupp das Ausland billiger mit Waffen bediene, als sein deutsches Vaterland. Deshalb ist es der Regierung noch lange nicht eingefallen, die Firma zu boykottieren. Sie schmiedet uns Deutschen nach wie vor die Waffen zu unserer Landesverteidigung gegen den Ansturm der Waffen, die sie ebenfalls schmiedet. Sie wird sie auch dann noch schmieden, wenn wirklich Herr Brandt und meinetwegen noch einige Direktoren des Unternehmens zu ein paar Wochen Festung verurteilt sein werden.

Panama! Verkrampfen wir uns doch nicht in so ein Schlagwort, sondern bleiben wir lieber nüchtern bei der Sache. Solange Krupp sich nicht verrechnet, solange Machenschaften, wie sie jetzt zutage getreten sind, seinem Unternehmen nichts schaden, hat er ja ganz recht mit seinem Verfahren. Auf Sentimentalitäten ist seine Industrie schon ihrem Wesen nach nicht abgestimmt. Bisher hat er dem Reiche Kanonen und Waffen geliefert. Waren

die Regimenter damit versorgt und in ihren Gebrauch eingeübt, dann ließ er Verbesserungen erfinden, die er der Regierung anbot. Nehmen mußte sie sie, denn sonst nahm sie das Ausland, der „Feind“. Es gab also eine neue Militärvorlage, neue Steuern fürs Volk und neue Millionen fürs Geschäft. Nun tritt plötzlich die Konkurrenz auf den Plan, macht der Regierung Angebote und stört dadurch die ungetrübte Beziehung zwischen Essen und Berlin. Krupp tut dagegen, was er tun kann. Er erkundigt sich nach den Preisen des Rivalen. Erfährt er sie nicht direkt, so erfährt er sie halt hintenherum. Wenn Herr Brandt sich dabei in die Nesseln setzt, dann ist ihm nicht zu helfen.

Panama! — Geschäft ist Geschäft. Ein Schneider weiß gern zeitig, wann sein Kunde einen neuen Anzug braucht. Sagt er's ihm nicht selbst, so gibt vielleicht das Zimmermädchen Auskunft, ob das Hosenfutter nicht schon mürbe ist. Der Kunde ist ja auch nicht böse, wenn er die kleine List durchschaut. Die Regierung war offenbar gar nicht sehr böse. Denn als Liebknecht im Reichstage mit seinem Material anrückte, da war das erste, daß der Kriegsminister der Firma Krupp ein Loblied sang, und das zweite war ein schöner, neuer Orden ins Knopfloch des Herrn Krupp- v. Bohlen. Unangenehm ist die Geschichte natürlich trotzdem für beide Teile. Aber vielleicht einigt sich die Regierung mit Krupp über eine Methode, wie die Firma künftig bei hellem Sonnenlicht und ohne Benutzung eines unterirdischen Panamakanals die gewünschten Kenntnisse erlangen kann.

Panama! Man wird sich schon ein paar Stufen über dem Niveau der Wehschreier aufstellen müssen, um in dem patriotischen Wurstkessel das Panama erkennen zu können. Dann aber wird man noch andere Dinge neben den Kruppschen Schweinereien bemer-

ken, die einem den Appetit verderben mögen. Dann "wird man erkennen, was der deutsche Großgrundbesitz mit seinen Einfuhrzöllen und Ausfuhrprämien, mit seinen Liebesgaben und Privilegien für Patriotismus hält, und wie eng die patentierte patriotische Gesinnung dem geschäftlichen Profiteifer verschwägert ist.

Und nun noch ein Wort an die Adresse der Herren, die das Kruppsche Panama enthüllt haben und sich in sittlichen Ekstasen darüber nicht genug tun können. Als die neue Militärvorlage kam, die das deutsche Volk mit unerhörten Lasten behäuft, da haben die Sozialdemokraten nichts getan, um ihre Annahme zu verhindern. Nicht einmal der schwache Versuch wurde gemacht, im Reichstage eine Obstruktion zu inszenieren, geschweige denn die Massen auf die Straße zu bemühen. Man hat zum Fenster hinaus Reden gehalten, von deren Wirkungslosigkeit man selbst überzeugt war, und man hat die Milliarde, mit der das neue Werk der militärischen Volksauspewerung einsetzt, in „positiver Mitarbeit“ bewilligen helfen. Es ist hier schon auseinandergesetzt worden, daß diese direkte Vermögenssteuer genau wie jede indirekte Volkssteuer auf die Oekonomie des Landes wirken muß. Denn die Verringerung des Nationalkapitals bedingt die Verminderung der Gesamtproduktion und mithin die Verteuerung des Gesamtkonsums. Aber selbst, wenn den Herren diese simple Rechnung zu schwierig sein sollte, und selbst, wenn sie noch nicht wissen sollten, daß sich das Kapital, wo ihm Blut abgezapft wird, stets bei der Masse schadlos hält, ist die Bewilligung dieser Gelder ein noch nicht dagewesener Skandal. In demselben Augenblick, wo man mit heiliger Empörung die Geschäftspraktiken der Firma Krupp aufdeckt, stimmt man für die Aufbringung der ungeheuren Summe, die sehr wesentlich eben dieser Firma zugute kom-

men soll. Das ist die Illustration zu der tausendmal geleierten Phrase: diesem System keinen Mann und keinen Groschen! Das ist die praktische Betätigung des Antimilitarismus, mit dem die Partei in Volksversammlungen hausieren geht. Kommt es eines Tages zum Kriege, fallen dann ein paar hunderttausend junge deutsche Männer „auf dem Felde der Ehre“, dann mag das Volk sich erinnern, daß die Kosten des Massenmordes unter Zustimmung der deutschen Arbeitervertreter der nationalen Arbeit entzogen wurden. Die deutsche Sozialdemokratie möge sich nicht wundern, wenn die Internationale ihr Verhalten als Verrat an der sozialistischen Solidarität der Völker auffaßt, und wenn ihr eines Tages aus den Reihen, die noch nicht um des politischen Geschäftes willen vor Staat, Heer und Besitz kapituliert haben, der Vorwurf entgegenschallt: Panama!



Münchener Theater.

Gäste.

Die sonderbaren Praktiken des nunmehr dank Gottes ewiger Barmherzigkeit im Verwaltungsdienst ruhenden Münchener Zensors haben bewirkt, daß der Theaterchronist des „Kain“ zwei Monate hindurch von dem Cerberus der öffentlichen Wohlfahrt an die Wand gedrückt wurde. Dadurch sind die kritischen Erörterungen hier leider zu kurz gekommen, zu denen ja der Münchener Theaterbetrieb im Gegensatz zu anderen Orten gerade im Sommer stets ausgiebigen Anlaß bietet.

Die Auseinandersetzung mit dem Künstlertheater, die mir schon lange am Herzen liegt, möchte ich noch einen Monat zurückstellen, und mich heute lieber mit einigen Gästen beschäftigen, die die stille Zeit ihrer Heimatbühnen benutzten, um uns ihre Leistungen vorzuführen.

Die Vorstellungen des Düsseldorfer Schauspielhauses in den Kammerspielen liegen zwar schon ziemlich weit zurück, sollen aber doch nicht unerwähnt bleiben. Das Dumont-Lindemannsche Ensemble erfreut sich im ganzen Reiche eines sehr vorteilhaften Rufes, den nachzuprüfen von hohem Interesse schien, zumal das angekündigte Repertoire sehr verheißungsvoll klang. Georg Büchner, Goethe, Ibsen und Knut Hamsun: große Aufgaben hatte man sich in der Tat gestellt. Leider muß ich gestehen, daß meine Erwartungen nur sehr unbefriedigt erfüllt wurden (so leid es mir tut, mich schon wieder in Gegensatz zur gesamten Münchener Tageskritik stellen zu müssen). Die so viel gerühmte Regie des Herrn Lindemann erschöpft sich in guten Bühnenbildern und in kleinen szenischen Einfällen, die bedenklich nach Reinhardt riechen. In dieser Abhängigkeit läge kein Vorwurf, wenn, wie bei Reinhardt, die szenischen Mittelchen stets von innen aus dem Stück motiviert wären. Das ist aber häufig nicht der Fall, vielmehr empfindet man sie gar zu oft als Mätzchen, als deren einziger Grund gewollte Originalität angenommen werden muß. So geht bei der „Komödie der Liebe“ in jedem Akt der Vorhang zuerst nur in der Mitte ein wenig auf und läßt durch einen Schlitz den mittleren Ausschnitt der Bühne sehen, in den irgend eine Gruppe dekorativ hineingestellt ist. Das wirkt gewiß recht niedlich, sitzt man aber zufällig seitlich zur Szene, dann erblickt man das Mittelbild in störender Verzerrung und mit einem Hintergrund, der nicht dazu gehört. In Hamsuns „Vom Teufel geholt“ geht der Vorhang in jedem Akt vor der stockdunklen Bühne auf, die dann erst erleuchtet wird, und geht zu, nachdem die Bühne vor den Augen des Publikums verdunkelt ist. Wazu das? Eine besondere Stimmung wird dadurch nicht erzeugt. Man will einfach à tout prix originell sein.

Das Ensemble setzt sich aus sehr ungleichen Kräften zusammen, dies, wie es scheint, keineswegs immer an die richtige Stelle postiert werden. Wer heute jugendliche Liebhaberin spielt, muß morgen komische Alte sein, der polternde Vater von heute morgen Bonvivant. Das mag an Theater-schulen ein brauchbares Prinzip sein, in einem Theater, das auf Reisen geht, um Musteraufführungen zu veranstalten, wirkt es dilettantisch. Unbedingt zuzugeben ist, daß das Ensemble in allen seinen Darbietungen brillant exzerziert ist. Aber das genügt noch nicht. Die Herausstellung künstlerischer Persönlichkeiten kommt darüber zu kurz. Man ist bei der Beurteilung der einzelnen

Schauspieler und Schauspielerinnen ganz auf instinktive Eindrücke angewiesen. Ueberragend kam mir allein eine Dame vor, ein Fräulein Ilse Wehrmann, das auch in kleinen Rollen viel Anmut und kluges Verständnis verriet. In Einzelheiten boten die Damen Olivia Veit und Emilie Unda Gutes, und auch die Herren Peter Esser, Franz Everth, Eugen Dumont und Richard Weichert verdienen lobende Erwähnung.

Um nachträglich noch auf die einzelnen Aufführungen näher einzugehen, dazu fehlt es an Raum. Die bei weitem beste und wertvollste war die erste: Büchners „Leonce und Lena“, verdienstlich auch besonders deswegen, weil sie die Aufführbarkeit und Wirksamkeit der entzückenden Rokoko-Komödie evident erwies. Die Ausgrabung von Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“ war höchst überflüssig, noch überflüssiger die Kenntnisprotzerei, die in der Benennung mit dem verschollenen Untertitel „Die geflickte Braut“ lag. An der überlebten Gelegenheitsdichtung vermochte auch die Durchsetzung mit aktuellen Witzchen, die von Goethe kaum etwas übrig ließen, nichts zu retten. Eine gleichgültige Offenbachiade ohne Musik — das war alles, was dabei herauskam. Sehr zu loben ist hingegen die Aufführung von Hamsuns prachtvollem Schauspiel „Vom Teufel geholt“. Das ist eines der erschütterndsten Dramen, die seit langer Zeit eine deutsche Bühne passiert haben, und es ist geradezu ein Skandal, daß dieses Stück nicht längst durch das ganze Reich die Runde gemacht hat. Was darin vorgeht, das greift dem abgebrühtesten Theaterbesucher an Herz und Nieren, so voll ist es von innerlichster Menschlichkeit und aufregendstem Theatergeschehen. Hoffentlich besinnen sich die Bühnen noch auf ihre Pflicht. Den Düsseldorfern gebührt großer Dank, das Werk aus dem Dunkel gezogen zu haben.

An Ibsen erlitten die Gäste völlig Schiffbruch. In der (ungekürzten) „Komödie der Liebe“ waren fast alle Mitwirkenden falsch plaziert, gar nicht davon zu reden, daß das dürftige Verslustspiel das langweiligste und abgetakeltste Elaborat ist, das Ibsen hinterlassen hat. Ganz schlimm wurde es dann aber mit „Rosmersholm“, dem man mit besonderen Erwartungen entgegensah, da Luise Dumont die Rebekka West spielen sollte. Gewiß: ihre Leistung in Ehren. Aber von den großen Erlebnissen, die ich dieser Frau vor zehn Jahren in Berlin verdankte, fiel kaum ein Schatten auf mich. Es widerstrebt mir, die Leistung der verehrten Künstlerin, die ja schon figürlich für die Rolle nicht mehr geeignet ist, zu zergliedern. Was aber um sie herum vorging, das war Schauder-

haft. Herr Lindemann als Rosmer — ein hilfloser Debutant, der Rektor Kroll eine Karrikatur, der Ulrik Prendel ein Dorfschullehrer. In dem Zimmer, in dem sich die Tragödie abspielte, hätte man ebenso gut eine Kadelburgsche Posse geben können. — Die „Gespenster“, mit denen das Gastspiel schloß, schenkte ich mir, zumal ich ein paar Tage vorher die göttliche Else Lehmann als Frau Alving gesehen hatte. Unter diesem Eindruck und nachdem ich auch Agnes Sorma mehrfach in der Rolle gesehen habe, fürchtete ich, zum zweiten Male von Frau Dumont enttäuscht zu werden.

Die Düsseldorfer wurden von Harry Waiden abgelöst, der einen ganzen Monat hindurch den Charmeur in einem belanglosen französischen Lustspiel „Schöne Frauen“ spielte. Man braucht über diesen liebenswürdigen Schauspieler kein Wort mehr zu verlieren. Er verfügt über alle Eigenschaften des netten Kerls, bleibt immer geschmackvoll, auch wo sein Textschreiber es ihm erschwert, und macht in jedem Moment glaubhaft, daß die Weiber sich alle miteinander in ihn verlieben. In Mirjam Horwitz fand er eine graziöse und gewandte Partnerin, in Walter Steinbeck einen sehr gelungenen Gegenspieler.

Inzwischen hatte das Ensemble des Berliner Lessingtheaters das Schauspielhaus verlassen, und Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer traten an dessen Stelle. Schon im vorigen Jahre hatte das Künstlerpaar uns Tolstoj's „Und das Licht scheint in der Finsternis“ vermittelt. Mit dem gleichen Drama eröffneten sie auch ihr diesjähriges Gastspiel. Dieses Stück ist nicht, wie ich irgendwo las, bedeutend und interessant, — es ist gar kein Stück. Es ist lautere Wahrheit, reinste Schönheit, tiefste Ehrlichkeit, gewaltigste Leidenschaft. Das persönliche Bekenntnis des Mannes, dessen Geist und Inbrunst das Jahrtausend überstrahlt. Wollte Tolstoj ein Drama schreiben? Kaum. Er wollte sich auseinandersetzen mit seiner Familie und mit den Widersprüchen zwischen seinen Lehren und dem Leben, in das er durch seine Umgebung gezwungen war. Aus dieser Auseinandersetzung ist fast zufällig ein Drama geworden, und bei der unvergleichlichen Künstlerschaft Tolstoj's ein Drama von fortreißender Kraft und Eindringlichkeit. Es ist das Drama des Menschen, dessen schrankenlose Wahrhaftigkeit von niemandem verstanden wird, und der daran umso mehr leidet, als er selbst aus seiner tiefen Gerechtigkeit heraus für seine Widersacher das allertiefste Verständnis hat. Er weiß, daß er die Brücken abbrechen, daß er fort-

gehen, seinen Reichtum aufgeben, Frau und Kinder zurücklassen muß. Andere sieht er furchtbar dulden um seiner Ideen willen, andere, die von seiner Wahrheit überzeugt, sich weigern, die Waffen zur Hand zu nehmen, die zum Töten bestimmt sind. Er aber findet die Kraft nicht, die Seinen im Stich zu lassen und zu tun, was sein Gewissen verlangt. So verharret er in der Finsternis, nur getröstet von dem Licht, das aus seinem Glauben an die Wahrheit zu ihm scheint. — Das wäre kein befriedigender Schluß dieses Ausschnittes aus Tolstoj's Leben, wüßten wir nicht, wie dies Leben tatsächlich geendet hat. Die Wirklichkeit des Todes Tolstoj's, seine Flucht vom Sterbebett in die Einsamkeit, die Erfüllung seiner Sehnsucht im letzten Atemzuge — das erst ist der letzte Akt dieses herrlichen Stückes, das erst läßt uns dies Stück in seiner ganzen, reinen, ungeheuren Wahrheit erfassen.

Friedrich Kayßler spielte den Nikolaj Iwanowitsch in Tolstoj's Maske. Das wäre nicht viel, wenn er ihn nicht auch in Tolstoj's Geist gespielt hätte. Jedes Wort kam ihm aus dem Innersten. So wenig das Werk Tolstoj's eine konstruierte Arbeit ist, so wenig war Kayßler der Schauspieler, der sie kommentierte. Er war Mensch, war es so sehr, daß die Unterscheidung zwischen Dichter und Darsteller aufhörte. Da stand Leo Tolstoj leibhaftig vor uns, der harte, unerbittliche, gegen sich selbst unnachsichtige, wahrhaftige Mensch. Und ihm gegenüber seiner Gattin, die wir uns immer als die Natter vorgestellt haben, die dem Manne das Leben vergällte, kalt und empfindungslos. Frau Fehdmer lehrte uns diese Frau in ganz anderem Lichte sehen, als das warmherzige, liebende Weib, das den Mann so endlos gern verstehen möchte und ihn doch niemals verstehen kann. Mich hat dieses Werk und seine Darstellung im Tiefsten erschüttert. Aber auf dem Heimwege legte ich mir ein wenig traurig die Frage vor, warum wohl das Publikum, das mit solcher Begeisterung applaudiert hatte, die Wahrheiten Tolstoj's nur von der Bühne herunter hören mag. Wer ihm ähnliches im Leben sagt, der ist ein Schwindler oder ein Narr, im besten Falle ein unklarer Phantast.

Wie bedeutungslos schienen danach die Stücke, die uns die Gäste weiterhin vorführten. Sie erfreuten nur durch die schöne Darstellung. Da war zunächst ein neuer Shaw „Kapitän Braßbounds Bekehrung.“ Wie mir dieser Shaw zuwider ist! Ich habe hier schon einmal von seiner Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber gesprochen, ihn einen gereckten

Philister genannt und behauptet, er stelle sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können (vgl. Kain I S. 123 f.). Ich gehe noch weiter: Shaw ist ein sentimentaler Schwätzer, ein grinsender Heimatkünstler, ein Revolutionär unter Weinreisenden. Daß er ein höchst talentierter Bursche ist, verschlimmert die Sache nur, denn nur daraus erklärt es sich, daß Leute, die etwas bedeuten, immer wieder auf solche gefühlvollen Hanswurstereien hineinfallen, wie „Kapitän Braßbounds Bekehrung“ wieder eine ist. Eine gründliche Ueberführung des albernen Schwafers sei später einmal einer Spezialarbeit vorbehalten. Herr Kayßler und Frau Fehdmer in den Hauptrollen waren, wirksam unterstützt besonders von Herrn Hans Steiner, famos.

Ein Stück des Herrn Henry Bernstein aus Paris sah ich mir lieber nicht an, und die letzte Gabe, Björnssons „Paul Lange und Thora Parsberg“ bietet, wieder abgesehen von der ausgezeichneten Darstellung, keinen Anlaß zu großem Jubel. Björnsson will einen in sich selbst ewig unsicheren Idealisten schildern, es gelingt ihm aber nur, seine eigene dichterische Unsicherheit vor uns auszubreiten. Der tragische Ausgang des Dramas ist im Verlauf der Handlung nicht gerechtfertigt, denn das Unglück trifft den Helden nicht um seines Idealismus willen, wie Björnsson glauben machen möchte, sondern weil er ein klar und deutlich gegebenes Ehrenwort bricht, was durchaus unzulänglich motiviert wird. Hoffentlich macht das ungemein sympathische Künstlerpaar seine Gastspiele in München zur dauernden Gewohnheit. Hoffentlich kommt es aber in Zukunft mit einem Repertoire, das dem herrlichen Tolstoj'schen Werk wenigstens einigermaßen ebenbürtig ist.

Bemerkungen.

Heydteretei. Wir sind ihn los. Am 1. August räumte Herr v. d. Heydte die Weinstraße. Jetzt wohnt er im Gebäude der gemeinnützigen Wirksamkeit eine Etage höher, der kritischen Kontrolle der leidtragenden Oeffentlichkeit jedoch durch die wohltätigen Gardinen des bayerischen Zivildienstes freundlich entzogen. Die Zeitungen der Residenz München gaben ihm weihevoll Dankesworte auf den Weg und über-

ließen es ihren auswärtigen Kolleginnen, seine Beförderung mit gewissen Vorgängen während seiner polizeilichen Tätigkeit in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Als Denkmäler seines polizeidirektorialen Wandels hinterläßt er die Barriere vor dem Bahnhofrestaurant, die Ruinen karnevalistischer Vergnügungsfreiheit, ein nach sitelichen Prinzipien umgebautes Odeon-Kasino, nächtliche Grabesruhe in allen Münchener Cafés und Trinkstuben, einige historische Reminiscenzen an den Schiebetanz, zahllose schlecht stilisierte Verordnungen und Kundgebungen über das Wohlverhalten des Münchener Bürgers und in den Räumen deutscher Bühnenverlagsanstalten einen Stoß im Interesse der allgemeinen Moral unaufgeführter Kunstwerke. Der „Kain“ dankt dem Dahingegangenen eine Fülle publizistischen Materials und somit eine erhöhte Absatzziffer, Da wäre es undankbar, länger mit ihm darum zu rechten, ob er in seinem Verfahren in der „Lulu“-Angelegenheit seine nunmehr entschwundene Amtsgewalt mißbräuchlich angewandt hat oder nicht. Ich sage dem verflorenen Polizeipräsidenten Lebewohl, indem ich hinter meine Attacke gegen seine jüngsten Zensurtaten einen Punkt setze. Es mag hier nur noch das Résumé Platz finden, das ich ein paar Tage nach Empfang des staatsanwaltlichen Schriebs in der „Münchener Zeitung“ veröffentlichte:

„Irgendwo ist behauptet worden, der Staatsanwalt habe das von mir gegen den Münchener Polizeipräsidenten beantragte Verfahren eingestellt. Das ist nicht richtig, wenigstens geht es nicht aus dem Schreiben hervor, das ich von der Staatsanwaltschaft erhielt. Darin wird nur versucht, meine Behauptungen zu entkräften, ohne daß von irgend einer Entschließung der Anklagebehörde die Rede ist. Der Staatsanwalt teilt mir als Ergebnis seiner Erhebungen mit, daß sich der betreffende Brief des Polizeipräsidenten an die Direktion des Künstlertheaters nicht auf die vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller veranlaßte Zeitungsnotiz, sondern auf eine vorher erschienene, von der Theaterleitung selbst ausgehende Notiz bezogen habe. Demgegenüber ist festzustellen, daß der Adressat selbst den Brief an den Schutzverband weiterleitete, und das der Polizeidirektion mit dem Bemerkten mitteilte, daß die beanstandete Notiz eine Angelegenheit des Schutzverbandes sei und das Künstlertheater gar nichts angehe. Ferner ist festzustellen, daß die Polizeidirektion diese Korrektur ohne Einwand entgegennahm. Da jedoch Herr Baron v. d.

Heydte in diesen Tagen ohnehin sein Zensoramt aufgibt, habe ich kein Interesse mehr daran, die Sache weiter zu verfolgen."

Nun aber laßt uns die Schnupftücher zur Hand nehmen und dem frischgebackenen Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofs einen fröhlichen Abschiedsgruß zuwedeln.

Leipziger Allerlei. Es ist eine in Deutschland zu allgemeiner Gültigkeit erhobene Regel, daß gewisse Bestrebungen, die mit ethischen, nationalen, religiösen oder sonstwie seelischen Dingen garnicht das mindeste zu tun haben, von patriotischen Kampfahnen okkupiert und zu Angelegenheiten des vaterländischen Gemüts gemacht werden. So kommt es, daß die Pflege gemeinschaftlichen Gesanges, das Fußballspielen, Turnen, Radfahren, die Befehdung der Fremdwörter und die Anrufung des Vaters Rhein mit Loreleyerkasten-Begleitung in weitem Umkreis als dem antisemitischen Teutonismus des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes angegliedert gelten. Die äußeren Abzeichen also germanisch-arischer Gesinnung bestehen aus einer ins Knopfloch gehefteten schwarzweißbroten Kokarde, Sparröllchen (mit Radiergummi zu behandeln), hurrageblähtem Halse ohne Umkleidung und der Ausbreitung penetranten Schweißgeruchs durch poröse Wollhemden.

Eine in deutschen Landen noch viel weiter verbreitete Moral verlangt, daß dergleichen jeden Beobachter in Augen und Nase stechende Tatsachen von keinem zur Beobachtung öffentlicher Erscheinungen eingesetzten Kritiker bemerkt werden dürfen. Sonst schlägt das Donnerwetter drein.

In Leipzig fand vor einigen Wochen ein allgemeines deutsches Turnfest statt, an dem gegen hunderttausend kragenlose Klimmzügler teilnahmen. Ich stelle mir die Aufgabe der Leipziger Zeitungskorrespondenten in diesen Tagen nicht gerade beneidenswert vor. Sich auf Schritt und Tritt von sportseligen Kraftmeiern anschwitzen lassen und sich noch dazu immer da aufhalten zu müssen, wo die Bicepse am dichtesten bei einander auftauchen, das muß für einen benervten Menschen, der selbst kein Rekordturner ist, ein Martyrium sein. Aber die Sache wills.

Das „Berliner Tageblatt“ wird seit einiger Zeit in Leipzig von einem jungen Literaten vertreten, der seinen Namen, Dr. Kurt Pinthus, auch schon in anderer Weise als durch Zeilenkorrespondenzen vorteilhaft bekannt gemacht hat. Noch nicht vertraut mit der ersten journalistischen Pflicht, in subjektiv gefärbten Berichten alle Subjektivität ängstlich zu vermeiden, begann er seinen Artikel über das Turnfest mit ein paar Bemerkungen, die der ästhetischen Reaktion seiner Nerven auf das von den Turnern bewirkte Straßenbild Leipzigs entsprangen. Er leitete von dieser Betrachtung sehr hübsch über auf den gegensätzlichen Eindruck, den er von den ge-

meinsamen Vorführungen der Hunderttausend empfing, und die großartige turnerische Gedrilltheit der ihrer persönlichen Wesenheit entkleideten und in ihrer Gesamtheit höchst imposanten Turnerschaft begeisterte ihn zur enthusiastischen Bejahung des Festes.

Damit war jedoch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Jägerwäsche der in den Straßen promenierenden Muskelmenschen seinen spähenden Augen nicht entgangen war. Jetzt ging der Spektakel los. Alle heiligen deutschen Empfindungen waren verletzt. Herr Dr. Pinthus wurde bedroht, mißhandelt und boykottiert, das „Berliner Tageblatt“ (ausgerechnet) als Brutstätte aller Rohheit und Tücke beschimpft, die Gastwirte Leipzigs bestellten es, von Empörung triefend, ab, und die Redaktion wurde zu einem etwas blamablen Rückzug genötigt. Trotzdem hat sich das Blatt seinem Mitarbeiter gegenüber allem Anscheine nach anständig benommen, indem es ihn allem Drängen zum Trotz nicht fallen ließ, und indem der Chefredakteur in einem ausgezeichneten Leitartikel „Die Schlacht bei Leipzig“ die gröhrenden Teutonen zwar reichlich nachträglich, aber doch recht wirksam abfertigte.

Die Abgekragten hatten aber auch böses Pech. Denn mitten in ihre flammende Entrüstung platzte ein Artikel des sittlich-frommen „Reichsboten“, der den Turnern moralisch auf den gemüllerten Leib rückte. Er stellte nämlich fest, daß die zu deutschem Tun in deutscher Keuschheit versammelten Springfritzen allabendlich die Leipziger Hurengäßchen geradezu belagerten, daß sie also ihre turnerischen Uebungen nicht allzu pedantisch auf Reck und Barren beschränkten. Interessant ist aber, daß die Elegieen des „Reichsboten“-Pastors über die Verwahrlosung der deutschen Sitten von den betroffenen Turnern, von den Leipziger Gastwirten und von der gesamten Presse in merkwürdig solidarischer Schwerhörigkeit ignoriert wurden, während das Wutgeheul gegen das „B. T.“ und seinen Korrespondenten unvermindert weiterfauchte.

Was beweist das? Das beweist, daß wir eine Empörung der deutschen Zeitungen niemals allzu feierlich zu nehmen brauchen. Denn sie richtet sich nicht gegen bestimmte Tendenzen oder Gebräuche, sondern allemal nur gegen bestimmte Personen oder Parteien. Wären die Turner im „Reichsboten“ kragenlos und im „Tageblatt“ unzüchtig gewesen, dann wären alle Jungfrauenbünde aufgestanden, um die keusche Turnerschaft gegen die Beschimpfungen von Juden und Judengenossen in Schutz zu nehmen. So wollen wir uns denn im Interesse der jene Straßen bewohnenden kleinen Mädchen freuen, daß ihnen das Geschäft der Hochsaison infolge der Ablenkung des öffentlichen Zorns auf den liberalen Störenfried nicht vermässelt worden ist.

Heußlicher Streit. Sollte nach der Entlassung des Herrn Wilhelm Herzog aus der Redaktion des „März“ noch ein Leser dieses Organs vorhanden sein, so kläre ihn nachfolger Brief

über die Ursachen des Redaktionswechsels und über den Wert der im „März“ in den letzten Wochen versuchten Darstellung auf:

„Der jetzige Drucker der Zeitschrift „März“ erklärt——entgegen der mir gewordenen offiziellen Darstellung — — in einer Zuschrift an die Presse, daß er „auf den Redaktionswechsel im „März“ keinerlei Einfluß gehabt habe und daß er deshalb auch gar nicht in der Lage gewesen sei, irgend welche Bedingungen zu stellen.“

Im Heft 30 des „März“ ist ferner plötzlich die Behauptung zu lesen, daß die Berufung des neuen Redakteurs „aus literarischen und politischen Gründen“ erfolgt sei.

Diesen Angaben entgegen stehen die Dokumente, die sich in meinem Besitz befinden.

Hier erklärt die März-Verlag-G. m. b. H., „daß ein württembergischer Buchhändler und Buchdruckereibesitzer bereit sei, die nötigen Kapitalien zur Fortführung des „März“ über den 1. Juli hinaus zu beschaffen, aber daran die Voraussetzung knüpfe, daß Herr Dr. Theodor Heuß die Leitung der Redaktion von diesem Zeitpunkt an übernehme.“

Telegramm eines Mitgliedes des März-Verlages, des Herrn Conrad Haußmann, vom 21. Juni 1913:

„Abkommen mit Heilbronner Verlag definitiv, Redaktion Theodor Heuß zur Bedingung gemacht.“

Wilhelm Herzog.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis! Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An